

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 26 (1946-1947)
Heft: 4

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Maske unendlich größer gewirkt und wäre wirklich Titan gewesen und nicht ein armes, angeschmiedetes Menschenkind (warum hörte man übrigens die Hammerschläge des Hephaistos nicht?). *Hans Erni*, der die Skene, die Masken und Kostüme entworfen hat, blieb auch hier seinem antikisierenden Picassostil treu, und auch die bekannten Spiralmotive fehlten nicht. Außer der Maske der Io vermochte uns keine einzige wirklich zu befriedigen, am wenigsten die viel zu nahe an Prometheus hängende Zeusmaske, der jede Größe abgeht. Der Chor der Okeaniden versucht recht intensiv mitzuleben, doch manch unmotivierte Bewegung und ganz besonders die an die Schlußapotheosen des «Casino de Paris» erinnernde Gewandung zerstörten den Eindruck. Der revuehafte Charakter wird noch betont durch die konstanten Beleuchtungswechsel — man soll nicht mit Scheinwerfern die Antike heraufbeschwören —, deren Motivierung mir zum Teil völlig unerfindlich war. Die Musik *Arthur Honeggers* allerdings, von Ernest Ansermet und dem Orchestre de la Suisse Romande dargeboten, ist ausgezeichnet. Je eine Holz- und Blechbläsergruppe mit Schlagzeug bildet den herben und doch geschmeidigen Klangkörper, der nie störend hervortritt, sondern im Verein mit den Stimmen der Okeaniden eine zauberhafte Wirkung erzielt, nicht durch billige Stimmungsmache, sondern durch strenges Mitgehen mit Wort- und Satzrhythmus.

Des Übersetzers *André Bonnard*, der sich bestrebte, der großartigen, bildreichen Sprache des Wortetürmers Aischylos gerecht zu werden und doch immer verständlich zu bleiben, sowie des Prometheusdarstellers *Stéphane Audel*, an dessen vorbildliche Diktion und ausdruckstarkes Spiel nur noch die Io Eléonore Hirts herankam, sei im speziellen gedacht. Ihre Darstellung rettete die Aufführung und ließ uns auf weite Strecken jede Problematik vergessen. Wie schon gesagt, das Wagnis war groß, es ist nicht restlos geglückt, aber es unternommen zu haben, ist dankenswert.

André Lambert.

★ Bücher-Rundschau ★

Der Kampf um den Frieden

Die unruhvolle und von zahllosen Gegensätzen und Widersprüchen geladene Nachkriegszeit, die wir durchleben, rechtfertigt es, alle ehrlichen Bestrebungen um eine bessere Zukunft und um vermehrtes internationales Verständnis unter den Generalnener eines eigentlichen Kampfes um den Frieden zu subsumieren.

Der kürzlich vom englischen König mit der Baronie ausgezeichnete Sir *William Beveridge* hat, wie vielleicht wenige vor ihm, die Notwendigkeit erkannt, daß nach dem Schweigen der Waffen der Frieden erst noch erobert werden muß¹⁾. Beveridge ist erstmals durch seinen Sozialplan bekannt geworden, den er im November 1942 der britischen Regierung einreichte und der im Prinzip auch die offizielle Genehmigung gefunden hat²⁾. In seinem neuesten Werk gibt nun Beveridge sozusagen eine staatsphilosophische Begründung seiner früheren Reformpläne. Der Frieden, so argumentiert Sir William, erfordert von uns seinen Preis, sowohl auf politischem wie auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiet. Die beati possidentes unter den Nationen sind verantwortlich für den Fortschritt, verantwortlich dafür, daß anstelle der Anarchie das Gesetz tritt, nicht zuletzt in den internationalen Beziehungen. So findet denn Beveridge auch warme Worte für einen wirksamen Ausbau der zwischenstaatlichen Schiedsgerichtsbarkeit. Den Sieg der Vereinigten Nationen über die Diktaturmächte nennt er mit Recht «unsere zweite Chance», die genutzt sein wolle,

¹⁾ Sir William Beveridge: *Le Prix de la Paix*. Traduit de l'anglais par Vladimir Halpérin. Trois Collines, Genève-Paris 1945.

²⁾ Vergl. Aufsatz von W. Röpke, Juni/Juliheft 1943, S. 159—173.

wenn sich die Katastrophe von Versailles nicht wiederholen soll. Beveridge tritt mit Überzeugung für den Gedanken einer internationalen Polizeimacht ein, da in der Vergangenheit internationale Gerechtigkeit und nationale Macht stets miteinander disharmonierten. Er begrüßt deshalb jeden Versuch einer multilateralen Allianz, wobei er aber Realpolitiker bleibt und beispielsweise — angesichts des Rätsels der russischen Sphinx — eine britisch-amerikanische Union als Basis des Weltfriedens anstrebt. Ein gedankenreiches Buch, dem wir weiteste Verbreitung wünschen.

Der außenpolitische Redaktor des «Journal de Genève», *Sven Stelling-Michaud*, hat uns ein Buch geschenkt, das zwar mehr in die Vergangenheit als in die Zukunft blickt, uns aber ebenfalls wertvolle Anregungen vermittelt³⁾. Der Autor kommt zum Ergebnis, daß der vergangene Krieg dank seiner schroffen ideologischen Auseinandersetzung zwischen Demokratie und Diktatur auch an der Beurteilung der politischen Parteien nicht spurlos vorübergegangen sei. Er meint, der Krieg habe der Idee der Staats- oder Einheitspartei das Grab geschaufelt. «Der Begriff der Einheitspartei befindet sich nicht nur im Widerspruch zum Temperament des Westens, indem er die bürgerliche Freiheit verletzt und das Empfinden für persönliche Verantwortlichkeit zerstört, er hemmt auch das normale Wirken der wahren Demokratie, für welche die Parteien die wesentlichen Organe bilden». Das ist zweifellos eine wichtige Erkenntnis, die uns bei Stelling-Michaud lediglich dadurch getrübt erscheint, daß der Autor es geflissentlich vermeidet, sie auch auf die russische Diktatur anzuwenden. Damit, daß er das moderne Rußland als ein Mittelding zwischen Demokratie und Diktatur wertet, hat er seiner eigenen These von Demokratie und Mehrparteienstaat wohl kaum einen Dienst erwiesen.

Erwähnen wir schließlich noch ein Werk, das sich speziell mit dem Verhältnis der Schweiz zur Nachkriegspolitik befaßt und von *Georges Rigassi* stammt, dem ehemaligen Chefredaktor der «Gazette de Lausanne»⁴⁾. Was die besten Schweizer aller Zeiten je und je beschäftigt hat, dem gilt auch die Sorge dieser Reflexionen Rigassis: der Erhaltung unseres Schweizerlandes und der gleichzeitigen Verteidigung der hohen Werte unserer westlichen Kultur. In trefflicher Formulierung läßt uns Rigassi bewußt werden, daß man als Angehöriger unseres Landes nicht geistige und nationale Autarkie betreiben, aber auch nicht ausschließlich Weltbürger sein kann. Eine moralische Krise hat die Welt ergriffen; es genügt nicht, daß wir sie ahnen, sondern jede Kulturnation — und damit auch die Schweiz — muß zu ihrer Überwindung beitragen. Bei der Erfüllung dieser Aufgabe ist für Rigassi das Christentum die rettende Basis der menschlichen und zwischenstaatlichen Gemeinschaft von morgen. Wir dürfen dem Autor dankbar sein dafür, daß er diese für das europäische wie für das schweizerische Schicksal gleichermaßen entscheidende Wahrheit gerade heute erneut in Erinnerung ruft.

Paul Weber.

Der schweizerische politische Fixstern

Gerade in der Zeit, in der die Frage der Neutralität (N) unsere Außenpolitik beherrscht, erscheint, ein halbes Jahrhundert nach der grundlegenden, längst vergriffenen Arbeit Paul Schweizers, ein umfassendes Werk über die *Geschichte der schweizerischen N* des derzeitigen Rektors der Universität Basel, Prof. *Edgar Bonjour*^{*)}. Seine auf gründlichen, das Schrifttum und archivalische Quellen des In- und Auslandes berücksichtigenden Studien beruhende Darstellung, die sich zu einer Geschichte der schweizerischen Außenpolitik ausweitet, verdient nicht nur wegen ihres Gegenstandes, sondern insbesondere auch wegen der leichtfaßlichen, lebendigen, spannenden Art der sprachlichen Behandlung, die das Lesen des Buches zum genußreichen Erlebnis gestaltet, weiteste Beachtung und wird den verantwortlichen Behörden und den Beratern des Volkes bei der Verteidigung des Staatsgrundsatzes der absoluten N als wohl ausgerüstetes Arsenal die geistigen Waffen liefern.

³⁾ *Sven Stelling-Michaud: Les partis politiques et la guerre.* La Baconnière, Neuchâtel 1945.

⁴⁾ *Georges Rigassi: La Suisse et le destin de l'Europe. Points de repère.* Editions de l'Eglise nationale vaudoise, Lausanne 1946.

^{*)} Helbing & Lichtenhahn, Basel 1946.

Im Vorwort stellt der Verfasser fest, die Kriegsführenden hätten sich beim Ausbruch des ersten Weltkrieges nicht nur über die Erklärungen unserer N, die sich vorher mit dem republikanischen und demokratischen Ideal zu einem nationalen Schibboleth von fast religiöser Weihe verschmolzen habe, hinweggesetzt, sondern auch altehrwürdige, die dauernde N garantierende Verträge zerrissen; die Schweiz habe unter dem Druck der Großmächte die integrale N zu Gunsten einer bloß differentiellen einschränken müssen, dann aber kurz vor dem zweiten Weltkrieg ihre traditionelle, «exakte und vollständige» N wieder erlangt und mit deren Hilfe das allgemeine Weltungewitter wohlbehalten zu überdauern vermocht. In der Weltöffentlichkeit stößt die schweizerische N jedoch auf zunehmende Verständnislosigkeit. Daß der alte Grundsatz schweizerischer Außenpolitik organisch aus den Bedingungen eidgenössischen Daseins heraus gewachsen sei, aus der geographischen Lage, der föderalen Struktur, der Kleinstaatlichkeit, der konfessionellen Spaltung, dem Bündnissystem, der Vielstämigkeit, dem Wirtschaftscharakter, werde weithin übersehen und es werde verkannt, daß nur unter dem Schirm der N die Schweiz ihre mannigfachen freiheitlich-demokratischen Institutionen habe erdauern können. Seine Darstellung wolle mit geschichtlichen Erkenntnismitteln die eigentlichen Grundlagen der immerwährenden N zu erfassen suchen. Die N bedeute in erster Linie nicht Rechtsverpflichtung, sondern politischen Fixstern, nach dem sich die eidgenössische Außenpolitik als nach einer selbstgewählten Norm richte.

Wert und Bedeutung der Arbeit des Basler Geschichtslehrers kann in einer knappen Besprechung wohl am besten durch Hinweis auf das Wesentliche ihres Inhaltes klargestellt werden, dem sich die wörtliche Anführung einiger Einzelangaben und -beurteilungen, die hauptsächlich den Zweck verfolgen, zum Lesen des ganzen Werkes anzuregen, anfügen mag.

Der Verfasser bewältigt den umfangreichen Stoff in 21 Abschnitten, die mit Rücksicht auf den verfügbaren Raum hier nur mit ihren Überschriften erwähnt werden können: Entstehung und Wachstum der eidgenössischen N, Inhalt der alt-schweizerischen N, Mittel zu deren Behauptung, Schweizerische N in den Veränderungen des europäischen Gleichgewichts im 18. Jahrhundert, Angriffe des revolutionären Frankreich auf die schweizerische N, Scheinneutralität zur Zeit der Helvetik und Mediation, Bruch der N durch Österreich, Preußen und Russland, Preisgabe der N während Napoleons Kaiserreich der hundert Tage, Europäische Anerkennung der immerwährenden N, Einschränkung der N unter der Kontrolle der Heiligen Allianz, Bedrohung der N durch innerschweizerische Kräfte, Verteidigung der N im Kampf um die Bundesreform, Wahrung der N in den Revolutionswirren der Jahrhundertmitte, Gefährdung der N im Neuenburger Konflikt, Differenzierung der N im Kampf um die italienische Einigung, Neuregelung der N Nordsavoyens, Erhaltung der N während der auswärtigen Nationalkriege, Weiterbildung der N im deutsch-französischen Krieg, Bedeutung der N im Zeitalter des Imperialismus, Bewaffnete N im ersten Weltkrieg, Episoden der differentiellen und Rückkehr zur integralen N.

Nun die Zitate: Der Ausdruck «stille sitzen» ist 1399 im Bündnis Berns und Solothurns mit dem Markgrafen von Hochberg, der Terminus «Neutralität» erstmals in einer Instruktion Zürichs von 1539 nachgewiesen. — Mindestens ebenso sehr wie der Einsturz der Großmachtpolitik hat die Glaubensspaltung die Bildung der N gefördert. — Das rivalisierende Gleichgewicht der Großmächte ist die Luft, in der die N des Kleinstaates gedeiht. — Napoleon erklärte: «... pour moi votre neutralité est un mot vide de sens ...». — Man kann die Ausbildung eines geläuterten Neutralitätsbegriffs geradezu als spezifisch schweizerischen Beitrag zum europäischen Völkerrecht betrachten. — Die Abgabe von Kriegern war die Bedingung, unter der das Ausland der Schweiz ihre neutrale Vorzugsstellung einräumte. — Daß zwischen N und Asylrecht eine besondere Affinität walte, beweisen die vielen Flüchtlingsangelegenheiten. — Die evangelischen Eidgenossen berauschten sich geradezu an Friedrichs des Großen Taten (wie früher für Gustav Adolf). Johannes von Müller meinte: «die ganze protestantische Schweiz war damals so preußisch wie kaum Brandenburg». Trotzdem hielten auch die reformierten Kantone am Werbeverbot für Preußen fest. — In seiner Notlage — nach der Niederlage bei Kolin — dachte der König von Preußen daran, sein Fürstentum Neuenburg der Marquise von Pompadour zu verkaufen, um dafür den Frieden mit Frankreich zu bekommen. — Kaiser

Joseph hat tatsächlich Projekte für die Wiedererwerbung der aargauischen Stamm-
lande, des Thurgaus, des Freiamtes, Badens und der Grafschaft Kiburg erwogen. —
Johannes von Müller drängte die Führenden der Eidgenossenschaft, mit der Koalition
(gegen Frankreich) in ein «Concert» zu treten. — Die siegreiche französische Revo-
lution hat nicht auch die Eidgenossenschaft überrannt, weil sie ihre N besonders in
wirtschaftlicher Beziehung bitter nötig hatte. — Nach der Schlacht von Leipzig
wurde in der deutschen Publizistik die «faule» N der Schweiz lächerlich gemacht,
als «Nullität und politische Schlafsucht» verhöhnt und Schenkendorfs «Klagelied
von einem Deutschen an die Schweizer» nannte es eine Schmach der feigen Seele,
die das Wort neutral erdacht. — Besonders der Basler Handelsgeist wurde aufs Korn
genommen. — Es ist erwiesen, daß auch Staatsmänner wie Stein, Humboldt, Harden-
berg und Knesebeck Projekte über den Anschluß der Schweiz oder ihr Aufgehen
im deutschen Staatsverband ernsthaft erwogen. Alle diese Absichten brachen sich
aber an der abweisenden Haltung Metternichs, der das bisherige französische Über-
gewicht in der Schweiz durch ein österreichisches, nicht durch ein allgemein deutsches,
ersetzen wollte. — Für das klägliche Versagen der Schweiz 1813 (Durchmarsch
der Alliierten) trifft den Landammann Reinhard und den General von Wattenwyl
keine Schuld des Verrates. Die Eidgenossenschaft erlag dem übermächtigen äußeren
Druck und den zersetzenden Kräften im Innern, dem Mangel an Opfermut eines
durch lange Fremdherrschaft zermürbten Volkes sowie der Eifersucht und der Un-
fähigkeit seiner politischen und militärischen Leiter.

Da der mit der Redaktion der Neutralitätsurkunde (1815) beauftragte englische
Gesandte Stratford Canning, trotz einer Frist von zwei Monaten, nichts ausrichtete,
ersuchten der britische und der russische Bevollmächtigte den Schweizer Pictet
de Rochemont, selber die Deklaration aufzusetzen. Dieser legte am nächsten Tag
einen Entwurf vor, den der Bevollmächtigte Russlands, Capo d'Istria, als seinen
eigenen ausgab und der — ein unerhörter Glückssfall — mit nur unbedeutenden Ab-
änderungen von den Großmächten unterzeichnet wurde. Pictet de Rochemont durfte
mit Recht schreiben, die ganze Erklärung sei «comme le palladium de la Confédé-
ration . . . et une vraie conquête . . .». Die Stelle, daß die N, die Unverletzlichkeit und
die Unabhängigkeit der Schweiz im wahren Interesse ganz Europas liege, stammt
von ihm.

Die N der Schweiz ist durch die Anerkennung nicht etwa geschaffen worden.
— Es begann sich Englands Politik zu entfalten, die ihm während des neunzehnten
Jahrhunderts in seltener Ungetrübtheit das Vertrauen und die Sympathien des Groß-
teils der Schweizer eintragen sollte. — Eine der übelsten Seiten der Restaurations-
politik war die Überwachung der Akademiker und die Unterdrückung aller freiheit-
lichen Unternehmungen. — Fast alle Großmächte unterhielten in der Schweiz solches
Gesindel, das . . . die schweizerischen Verhältnisse in den schwärzesten Farben malte.
— Trotz der Erinnerung an eine mannhafte Vergangenheit faßte die Tagsatzung
einstimmig Beschlüsse (14. Juli 1823), die (als Preß- und Fremdenconclusum) als
Zeichen fluchwürdigen Tiefstandes schweizerischer Souveränität sowie entehrnder
Abhängigkeit vom Auslande gegolten haben. — . . . denn in Metternichs Augen glich
die Schweiz einer befestigten Kloake. — Palmerstons überlegener Staatskunst war es
gelungen, das gemeinsame Einschreiten der Mächte zu verzögern. — Jene Antwort
(an die Mächte) wuchs sich unter den Händen des Zürcher Bürgermeisters Jonas
Furrer zu einer Staatsschrift aus, die an politischem Takt, Klarheit der Gedanken-
führung und sachlicher Überzeugungskraft im diplomatischen Schrifttum der Schweiz
kaum ihresgleichen hat. — An der tessinischen Waffenhilfe für Italien nahm auch
der Bildhauer Vincenzo Vela teil. — Es ist interessant, festzustellen, daß der radi-
kale Bundesrat . . . in der Behandlung der Flüchtlingsangelegenheit die schweizerische
N wahrte und einzig das Wohl des Gesamtstaates im Auge behielt, ungeachtet der
Anfeindungen und Verunglimpfungen aus dem eigenen radikalen Lager (1848). —
Nach der Niederlage der Demokraten traten über 9000 Mann geschlagene Truppen
mit Kriegsmaterial auf Schweizerboden über. — Österreich wies alle Tessiner, mehr
als 6000, aus dem gesamten Gebiet des Kaiserstaates aus. — Die Neue Zürcher Zei-
tung durfte sagen: «. . . die ganze europäische Gesellschaft fühlt es, daß hier ein
Krieg für und gegen die Ursache aller Kriege, vielleicht der letzte Krieg sei. . .» —
Die bundesrätliche Instruktion ordnet zum ersten Mal in Europa das Vorgehen bei
der Internierung flüchtiger Truppen in internationalen Kriegen.

Sekretär und führender Kopf des Zentralkomitees zur Unterstützung der aufständischen Polen war der Staatsschreiber Gottfried Keller, der, als der Präsident des Komitees sich dem Waffenkauf widersetzt, die Waffensendungen mit der Drohung seiner Demission erzwang. — Dem russischen Legationsrat erwiderte Dubs als Vorsteher des politischen Departements, die Sympathieen des Schweizer Volkes seien frei und ebenso deren Ausdruck in der Presse. Von der Schweiz könne man nur eine Beobachtung der völkerrechtlichen Verpflichtungen verlangen. In diesem Punkte dürfe man ihr nicht den mindesten Vorwurf machen. — Es muß als bewiesen gelten, daß in den Besprechungen Bismarcks mit Napoleon und dessen Gesandten (1859) von der französischen Schweiz als Kompensationsobjekt die Rede gewesen ist. — Von jeher wandte sich die öffentliche Meinung der Schweiz gegen den Rechtsbrecher, wie sie denn auch im deutsch-dänischen Krieg für das überfallene Dänemark Partei genommen hatte. — Die aus Neutralitätssorgen eingegebenen bundesrätlichen «Empfehlungen» wurden weithin als Gewaltmaßregeln gegen die Presse mißbilligt. Sogar die ständeräliche Kommission nahm die Pressefreiheit in Schutz und rief dem Bundesrat in Erinnerung, daß er ihr gegenüber durchaus kein Recht des Einschreitens habe und somit auch keine Verantwortlichkeit übernehmen könne. — Ein Gesuch des internationalen Roten Kreuzes, in Basel ein Spital für Verwundete beider Armeen errichten zu dürfen, lehnte der Bundesrat ab. Weder mit der schweizerischen N noch mit deren Sicherheit vertrage sich ein solches Institut. Laut der Konvention seien ja die Spitäler in Feindesland neutralisiert worden. Jedoch schickte er schweizerische Militärärzte in die Kriegslazarette beider Parteien.

Segesser schlug vor, auf das Besetzungsrecht Nordsavoyens überhaupt zu verzichten, falls die Mächte die Schweiz von allen Verpflichtungen aus den Savoyer Verträgen befreien. — Als der ehemalige Bundesrat Emil Frey 1888 öffentlich erklärte, die N der Schweiz sei soviel Wert wie ihre Kanonen und Bayonette, stieß er allgemein auf Ablehnung. Beim Projekt der Simplonbahn wurden Bedenken der Landessicherheit allzu rasch fallen gelassen und Erwägungen der Strategie bei Seite geschoben. — 1889 (beim Wohlgemuthandel) richtete die Schweiz eine ständige Bundesanwaltschaft ein, was eine Verschärfung der schweizerischen Polizei zur Bekämpfung der Anarchisten und Unruhestifter bedeutete. Bismarck kündete trotzdem den Niederlassungsvertrag. Wenn er gelegentlich sagte, man habe sich deutscherseits nur so gestellt als wolle man die ganze Schweiz auffressen, so erklärt sich diese Bagatellisierung aus dem Fehlschlag des ganzen Unternehmens. — In italienischen Militärkreisen wurde der Gedanke eines Durchmarsches durch die Schweiz vom Beginn des Dreibundes an bis in die Zeit seines Verfalls immer wieder erwogen. — Im Nationalrat erklärte Dürrenmatt, es sei einer demokratischen Republik nicht würdig, einen ihrer höchsten und tüchtigsten Offiziere monarchischen, teilweise absolut regierten Staaten als Oberlandjäger zur Verfügung zu stellen (Marocco-Müller).

Beide Abkommen (mit den Zentralstaaten und Société suisse de surveillance économique) wären nach den Worten eines Bundesrates in normalen Zeiten nicht zu verantworten gewesen. — Der neutrale Schweizer darf Weltbürger im guten, charaktervollen Sinne sein, nicht in dem eines wässerigen Internationalismus, und zugleich Schweizer. Echtes Schweizertum schließt das Allgemeinmenschliche nicht aus, sondern fördert es, verlangt es sogar, denn die nationale Enge der Eidgenossenschaft braucht als Komplement die internationale Weite. Es ist unschweizerisch, bloß schweizerisch zu sein. — Es ist in erster Linie das Neutralitätsgefühl der Schweiz gewesen, das ihre reservierte Haltung in der Vorarlberger Anschlußfrage bedingt hat. — Aufgabe der schweizerischen Außenpolitik ist es, den dauernden, in der Struktur der Schweiz begründeten Grundsatz der N mit dem steten Wandel der internationalen Lage in sinnvollen Zusammenhang zu bringen. — Mit der Resolution des Völkerbundsrats vom 14. Mai 1938 hatte sich die Schweiz nach 18jähriger Fahrt auf dem immer unsicherer werdenden Ozean der kollektiven Sicherheit in ihre Ursprungsheimat, auf die Berginsel absoluter N, zurückgezogen, von wo aus sie, in selbstgewählter Position und nur auf eigene Kraft sich stützend, die heranbrausende Weltsturzflut erwartete.

Das Werk Prof. Bonjours kann als eindrucksvolle Bestätigung des Rates von Niklaus von Flüe, den er den Schutzgeist der Eidgenossenschaft nennt, gelten, «mischt

Euch nicht in fremde Händel», verstärkt und bewährt durch die völlig eindeutigen Erfahrungen der letzten vier Jahrhunderte. — Meine Bewunderung seines Buches erfährt auch nicht etwa dadurch eine Einschränkung, daß ich seine Darstellung und Beurteilung des Verhaltens von Bundesrat Motta in der Neutralitätsfrage nicht für richtig erachte.

Eugen Curti.

Rußland unterwegs

Der Basler Theologieprofessor *Fritz Lieb* hat es unternommen, in einem großangelegten Werk «*Rußland unterwegs*» (Francke, Bern 1945) die «geistigen Umwandlungen des neuen Rußland» zu zeigen und damit «zu einer friedlichen und fruchtbaren Verständigung zwischen dem westlichen und dem östlichen Europa beizutragen». Gewiß ein löbliches Unterfangen, und dies um so mehr, als Professor Lieb erklärt, eine Würdigung des modernen Rußland könne nicht in «kritikloser Bewunderung» geschehen.

Fritz Lieb ist mit großem Ernst an seine Aufgabe herangetreten. Er verhehlt nicht seine Sympathie für den slawischen Geist und er spricht mit Überzeugung von der «Größe und Schönheit des russischen Menschen». Aber anderseits sind ihm auch die Schattenseiten des russischen Volkes nicht verborgen geblieben, und nicht umsonst gibt er seinem Buche den bezeichnenden Untertitel «*Der russische Mensch zwischen Christentum und Kommunismus*». Trotz dieses intensiven Dranges des Verfassers nach Objektivität empfindet indessen der Leser den geradezu schmerzhaften Konflikt, der Lieb als Sympathisanten des Sowjetexperimentes uneingestandenermaßen in Gegensatz setzt zum Verkünder der christlichen Lehre.

Um Lieb einigermaßen gerecht zu werden, muß man sich die Ausgangslage seiner Argumentation vergegenwärtigen. «Gibt es», so fragt der Autor, «eine echte, haltbare Gemeinsamkeit, eine wirklich europäische Gemeinsamkeit, die die heutigen Sieger des Westens und des Ostens zu einer wahrhaft fruchtbaren Zusammenarbeit verbinden kann, oder bedeutet das Ende des zweiten Weltkrieges im Westen nur den Beginn einer neuen Gegensätzlichkeit, die schließlich Europa in eine wiederholte, diesmal aber tödliche Katastrophe hineinführen wird?» Lieb möchte die Furcht vor Rußland beseitigen, da sie die eigentliche Gefahr für den zukünftigen Frieden bilde. Diese an sich sehr legitime Sorge Liebs, die Sorge um die *Verständigung zwischen Ost und West*, führt nun den Verfasser zu einer erstaunlich optimistischen Beurteilung der neueren Entwicklung des Sowjetstaates. Er «stellt fest», «daß die heutige Sowjetunion alles andere als ein Machtgebilde ist, das im Begriffe wäre, alles über Bord zu werfen oder zu zertrampeln, was Europa bis jetzt teuer war». Alle wahren Werte des europäischen Geistes werden im Gegenteil «immer bewußter auch im heutigen Rußland bejaht und als Grundlage der eigenen sozialistischen Aufbauarbeit anerkannt».

Diese «Frohe Botschaft» Liebs stellt so ziemlich alles in Abrede, was uns für den Sowjetstaat als typisch erscheint. Rußland ist nicht der Prototyp des Kollektivismus, es verneint nicht die persönliche Freiheit, Rußland darf nicht mit den faschistischen Diktaturen verglichen werden, sondern es bildet eine autoritäre «*Arbeitsdemokratie*», welche — wenn auch auf anderem Wege — den Freiheitsgedanken ebenso ernsthaft verwirklichen will wie die westlichen Demokratien mit ihren Individualrechten. «Wirkliche Freiheit gibt es nur dort, wo die Ausbeutung vernichtet ist und wo es keine Unterdrückung der einen Menschen durch andere gibt. Nur in einer solchen Gesellschaft ist eine wirkliche, nicht papierene, persönliche und jede andere Freiheit möglich».

Diese Gedanken stützen sich auf die Stalin'sche Verfassung von 1936, sowie auf andere Äußerungen von Stalin und weiteren Sowjetpersönlichkeiten, die alle erklären, daß sowohl die persönlichen Freiheitsrechte wie die Religions- und Gewissensfreiheit im Grunde genommen vom neuen Rußland bejaht werden. Wir wollen die Beispiele hier nicht vermehren. Es ist klar, daß für Lieb das sozial- und staatspolitische Experiment der Sowjets den Idealen von Demokratie und Christentum eigentlich näher steht als jede formale Theologie und Gesellschaftstheorie des Westens. Aber wir müssen ganz offen gestehen, daß wir diesen *euphemistischen Gedankengängen* des Basler Theologieprofessors nicht folgen können. Auch uns, wie

so vielen andern Westeuropäern, ist an einer Verständigung mit dem autoritären Staatsgebilde des Ostens sehr viel gelegen. Indessen ist mit dem Rezept «Ex oriente lux» gewiß nicht viel erreicht, solange man den Eindruck erwecken möchte, als ob der während Jahrhunderten so rückständige Osten im Begriffe wäre, die wahren Ideale der westlichen Kultur zu verwirklichen.

Niemand bestreitet die Entwicklungsmöglichkeiten des russischen Volkes und die Notwendigkeit einer Verständigung zwischen Osten und Westen. Doch setzt jede Verständigung Verständnis und zwar auf beiden Seiten voraus. Das Lieb'sche Buch ist ein neuer Beweis dafür, daß es an solcher Bereitschaft in Westeuropa nicht mangelt. Aber es läßt die Frage unbeantwortet, wann nämlich in Rußland das Verständnis für den andersgearteten Westen endlich sichtbare Formen annimmt.

Paul Weber.

Offiziere gegen Hitler

Fabian von Schlabrendorff, ein energiegeladener, kluger und von tiefem Ethos erfüllter Mann, gehörte nachgewiesenermaßen schon vor der Machtergreifung zu den Gegnern des Nationalsozialismus. Je mehr dieser jede freiheitliche Regung erstickte und den Terror auf seine Fahne schrieb, um so lebhafter beteiligte sich Schlabrendorff am Kampf der schon vor dem Krieg aktiven Gruppen der Nazi-gegner. Schon damals spann er Fäden ins Ausland.

Im Krieg selbst wollte es eine glückliche Fügung, daß er vom Beginn des Jahres 1941 an als Ordonnanzoffizier zu Tresckow kommandiert wurde, der damals als 1. Generalstabsoffizier der Heeresgruppe Mitte an der Ostfront bereits eine einflußreiche Stellung bekleidete und zu den verschiedensten Widerstandsgruppen enge Beziehungen unterhielt. Von diesem Augenblick an rollen die Ereignisse, in die der Autor verstrickt war, in einem dramatischen, atemraubenden Rhythmus vor unseren Augen ab: Das Raten und Planen der verschiedenen Verschwörergruppen — «Die Widerstandsbewegung hatte sich damit entschieden, Hitler nicht gefangen zu nehmen, sondern ihn zu töten» (Anfang 1943) — die unheimliche Bespitzelung und die Massenmorde der Gestapo, bei deren Darstellung einem kaltes Grauen packt. Immer wieder schlagen Attentatsvorbereitungen fehl — bei der einen eröffnet sich die Tollkühnheit des Verfassers selbst — bis schließlich das packend geschilderte Attentat vom 20. Juli 1944 erfolgt, das eine furchtbare Vergeltungsaktion des blindwütigen Dämons entfesselt. Auch Schlabrendorff wird gefangen gesetzt. Sein Freund Tresckow endet im Niemandsland mit Selbstmord. In seinen Abschiedsworten charakterisiert er Hitler mit vollstem Recht nicht nur als «Erzfeind Deutschlands, sondern auch als Erzfeind der Welt». Schlabrendorff wird gefesselt von Zelle zu Zelle geschleppt, gefoltert wie im dunkelsten Mittelalter — daß er dem sicheren Tode entrinnt, kann nur verstehen, wer seinen eigenen Worten folgt.

Das Buch schildert uns auf der einen Seite viele Helden, die bereit waren, alles zu opfern, um Deutschland von seinem Dämon zu befreien und die Schändung des deutschen Namens zu rächen. Auf der anderen Seite zeigt es uns aber auch schwache und feige Charaktere, selbst in den höchsten militärischen Chargen. Der Eid entschuldigt niemals dieses Zusehen und Mithören von Dingen, die allen Begriffen von Soldatenehre, von Wahrheit und Moral ins Gesicht schlagen!

Das Buch bringt eine Fülle von Einzelheiten, die auch einem über die Widerstandsbewegung gut unterrichteten Leser neu sind. Es enthält Dokumente von geschichtlicher Bedeutung, so den schon im Sommer 1943 von Witzleben unterschriebenen Befehl, der den geplanten Staatsstreich vollenden sollte und den Ende 1943 von Gördeker verfaßten Text eines Aufrufes der von ihm angestrebten Reichsregierung, ferner Abschiedsbriefe von Hingerichteten. Ein tiefer religiöser Zug durchweht das Buch.

Der kultivierte, Deutschland und deutsches Wesen genau kennende Amerikaner von Gaevernitz widmet dem Buch ein sympathisches Vorwort. Er schreibt: «Vielfach ist die Meinung verbreitet, es habe in Deutschland keinen ernsthaften Widerstand gegen den Nationalsozialismus gegeben». Vorwort und Buch leisten den Gegenbeweis. Dank seinen ausgezeichneten Beziehungen wird es Gaevernitz mit dem zweifellos schon in nächster Zeit ins Englische übersetzten Buche gelingen, das Märchen der Kollektivschuld aller Deutschen auch in den U.S.A. zu bekämpfen. —

Wer ein Wort mitreden will über den Krieg und seine Folgen, darf dies nicht mehr tun, ohne Schlabrendorffs mit seinem Herzblut geschriebene Buch gelesen zu haben*).
Fritz Rieter.

Bücher der Menschenerforschung

Die Sehnsucht ist wohl uralt, aus der äußeren Erscheinung eines Menschen auf sein inneres Wesen, seinen Charakter zu schließen. Doch eine Kindheitserinnerung reizt und warnt mich zugleich: ich sah einen Mann vor mir herschreiten, dessen Gang (ohne irgend auffällig oder anormal zu sein) mich so abstieß, daß ich sicher war, ich könnte niemals diesen Menschen achten. Aber auf einmal durchzuckte es mich: kennst du deinen eigenen Gang? Weißt du, ob er nicht vielleicht ähnlich ist wie das Gehen jenes Unbekannten? — Eine Gier nach «Physiognomik» erwachte. Noch heute erscheint mir bei diesem oft mißbrauchten Wort zuerst Lavaters großer Versuch. Aber gerade mit ihm begannen auch Hemmungen, bedingt wohl durch den Wandel Goethes von Begeisterung zu Spott. Mit Bangen und Zweifeln nahten wir seither den Erforschern des menschlichen Geistes auf Grund sichtbarer Merkmale. Es gibt unter ihnen die Stufenleiter von Charlatanen zu Schauenden und Wissenden höchsten Ranges.

Von letztern künden zwei bei *Eugen Rentsch* erschienene Werke¹⁾. Wer bei *Howald* eine Biographie des meist nur als Staatsmann bekannten Preußen Wilhelm von Humboldt sucht, ist etwas enttäuscht, da er über sein Leben, seine Zeit, seine Umwelt, sein Suchen Pestalozzis und die Befruchtung der Volksschule in Preußen mit dem Geist aus Yverdon, über die Geschichte von Jena, den Befreiungskrieg, den Wiener Kongreß noch mehr erfahren möchte. Howald gibt aber Tieferes, nämlich eine Charakteranalyse des tiefen Ernst unter Heiterkeit verbargenden, eigentümliche Paradoxe in sich schließenden Mannes, der 1803 schrieb: «Das einzige Vorzügliche, was einmal meine Freunde, wenn sie die Summe meines Lebens ziehen, in mir finden werden, ist, daß ich das Studium des Menschenkennens zu einem hohen Grade in mir ausgebildet habe». Durch bewundernswerte Einfühlung in den komplizierten Charakter Humboldts gelingt es Howald, unter Auswertung zahlloser, meist wenig bekannter Briefe von und an Humboldt, diesen als Menschen, Humanisten, Sprachgelehrten und Staatsmann in leuchtender Klarheit aufleben zu lassen. Ein solches Werk ist immer willkommen und dankenswert, über Zeitgebundenes weit hinaus. Doch auch letzteres wäre sehr zu beachten; gerade heute sollten Humboldts Ideen, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen, oder etwa sein Bericht an Hardenberg über den Deutschen Bund vom September 1816 wieder gelesen und überdacht werden.

In einem Pariser Museum durchwandert Humboldt die Säle mit physiognomischer Absicht; er sucht den Charakter der dargestellten Persönlichkeiten zu erfassen und fragt z. B., inwiefern Bernardin de St. Pierre eine ähnliche Art Kopf wie Herder habe. Baskisch, Litauisch, Sanskrit, Chinesisch, malayische Sprachen studiert er, weil er einen Zugang in das frühe und dunkle Leben der Völker sucht: eine biographische Mitteilung der Freundin Charlotte Diede verdankt er mit dem Satz: «Einen interessanten Charakter mehr im Bilde zu besitzen, ist ein eigentlicher Lebensgewinn». In einem Brief an Brinkmann 1792 schreibt er, nie habe er etwas um des Werkes willen getan, das außer ihm sei, sondern, «immer nur um der Energie willen, die mittelbar und in mir bleibt. Aber ich werde mir sagen können, ich habe gelebt, und dahin allein geht auch das ganze Streben meiner Existenz, jeden Gegenstand, den mir das Leben beut, aufzunehmen, wie er ist, zu bewahren, bis ich ihn in mein Inneres verwandelt habe, und mich jedem Gegenstand wieder so zurückzugeben, wie die Bedingung der höchsten mir möglichen Ausbildung ... es fordert».

Gerade diese «Verwandlung» aber führt zu *Kassner*. «Transfiguration» bedeutet ihm Aufschließung der Dinge von innen; sie beginnen zu leuchten und werden lebendig, indem wir uns in sie und sie in uns verwandeln. Dies zu vermögen wäre

*) Fabian von Schlabrendorff: Offiziere gegen Hitler. Europa-Verlag, Zürich 1946.

¹⁾ Ernst Howald: Wilhelm von Humboldt 1944. — Rudolf Kassner: Transfiguration 1946.

ein höchstes menschliches Anliegen, in einer trümmervollen Welt mehr als je. Wenn wir Kassner richtig verstehen, so ließe sich das Transfigurieren auf alles anwenden, wäre man nur selbst stark und warm genug. Im Buch «*Transfiguration*» mit dem so betitelten und mit innerer Berechtigung Werner Reinhart gewidmeten Aufsatz wendet Kassner sein Durchleuchten auf Michelangelos Sibyllen und Propheten an, ferner betrachtet er den Ruhm, die Nachahmung und das Glück, Plotin oder das Ende des griechischen Geistes, Thomas de Quincey und Thomas Hardy. Die Einleitung geht von der Atombombe aus und bringt tiefere Bemerkungen etwa über die Scheidungslinie zwischen dem 19. und 20. Jahrhundert; sie beginnt mit dem Motor, der das Herz der Dinge, zuweilen auch der Menschen geworden zu sein scheint (wir würden die Trennung auch einmal in der völlig verschiedenen Wertung von Sport und Presse suchen). Wie so manche Schrift Kassners ist der Hauptteil, eben «*Transfiguration*», schwerer zu lesen als sogar einige Bücher Kants. Muß dies sein? Kassner scheint selbst zu ahnen, daß er Leser zurückstößt, während doch seine Gedanken möglichst vielen zugänglich werden sollten. «Die Leser meiner Bücher wissen (oder wissen es in ihrer Unachtsamkeit vielleicht noch immer nicht)», sagt er einmal, und ein wenig zu oft erläutert er eigene Sätze mit wiederholendem «ich sage»; er habe «weder die Gabe noch den Wunsch, zu definieren. Was ich hier versuche, ist: im Bereiche der Seele Spuren nachzugehen, wie ein Geologe die Spuren der Metalle im Erdinnern verfolgt...». Wie soll man Kassner verstehen, wenn er etwa den Ausspruch «Wer hat, dem wird gegeben werden» als den «gnadenvollsten Satz» bezeichnet, der je aus dem Munde eines Redenden gekommen sei! Während wir ihn eher empörend finden! Doch die Dunkelheiten, das Zweideutige, Paradoxe würde sich aufhellen, wenn man in der Atombombenzeit sich noch die Zeit nehmen könnte, von allen früheren Werken Kassners aus, vor allem von seiner «Physiognomik» (1932) her mit ihm schauen zu lernen. Welches Glück, ihn stufenweise kennen lernen zu dürfen! Schopenhauer wußte wohl, weshalb er verlangte, man müsse sein Hauptwerk gleich zweimal nacheinander lesen. Wie vielen würde Kassner Helfer und Tröster sein, wenn jedem Geld und Zeit erlauben würden, alle seine Bücher zu erwerben und sich immer neu in sie zu vertiefen. Doch die Motoren gestatten kein Aufatmen und Verweilen.

Doch, wer auch nur dieses jüngste Buch besitzt, kann unerhörten Reichtum finden. Mancher würde bei Fragen der bildenden Kunst verweilen, ein anderer beim Problem des Ruhms, ein dritter bei den Beziehungen Kassners zu Rilke, wir würden etwa die tiefen Bemerkungen über Richard Wagner hervorheben, den Kassner in die Reihe J. J. Rousseau, Byron, Shelley, Schiller stellt und von dessen Wirkung auf Baudelaire und «unendlich viel geringere Leute, die nicht für musikalisch gelten unter Musikern», er spricht. Ein wahres Ausruhen aber bieten jedem Gebildeten die leuchtenden Betrachtungen über Quincey und Hardy. Beide sind so reich und anregend, daß wir nüchtern Zusammenhänge gewahren, wie sie wohl Quincey im Opiumrausch sah und wie sie Eingeweihte Kassners Werk verdanken mögen.

Karl Alfons Meyer.